

AUS DER SCHULBEWEGUNG

25 Jahre SEKEM

Ankunft in Sekem. Aus unwirtlichem, viel zu kaltem Oktoberwetter in Wien kommend, taucht der Teilnehmer der Sekem-Festwoche in die frische, mild erwärmte Luft Ägyptens ein. Noch ein Rundgang im letzten Abendlicht. – Neu der Anblick des Amphitheaters: Seitlich ein flacher Neubau mit großer Terrasse, Bodenplatten gestapelt. Um das Theater ragen neue Säulen auf, im Theater türmen sich lange Planenrollen. Der Bauherr und Planer ist auf der Baustelle anzutreffen. Die zaghafte Frage des Europäers: »Hier werden wir das große Fest feiern?« »Ja, das Flugdach wird uns neue Erfahrungen bringen beim Fest.« Nicht der leiseste Zweifel, dass die Arbeit bis dahin geschafft sein wird; stattdessen Erwartung, Ruhe, Vertrauen. Inzwischen ist es dunkel geworden, im Flutlicht werden Bodenplatten verlegt. Du bist also in Sekem angekommen.

Ende Oktober feierte Sekem sein 25-jähriges

Jubiläum, sechs Tage lang mit vielen Gästen aus Holland, Deutschland, Österreich, der Schweiz und Südafrika. Morgens gaben die Gäste Beiträge zu den Gebieten Wirtschaft, Sozialformen, Landwirtschaft und Medizin in deutscher Sprache, an die sich lebhaftes Gespräch anschlossen. Nachmittags fuhren wir mit dem Bus nach Heliopolis, wo sich – nun in den Räumen der Sekem-Akademie – aus verschiedenen Tätigkeitsfeldern ägyptische Mitarbeiter zusammenfanden zu Vorträgen mit anschließender Aussprache vorwiegend in arabischer und englischer Sprache. Diese wurden in schönster Weise gesänglich und instrumental eingeleitet. Helmy Abouleish – der Sohn des Gründers – sprach zur Praxis organischer Unternehmensgestaltung in den Betrieben von Sekem und zum Aufbau eines assoziativen Wirtschaftens; Klaus Merckens referierte über neue Sozialformen. Durch Dr. Shallaby wurde das weite Arbeitsfeld der biodynamischen Landwirtschaft in Ägypten behandelt; ein ägyptischer Arzt berichtete über Forschungsergebnisse in der Medizin, insbe-



*Orchester-
und Chor-auf-
führung
im Freiluft-
theater der
SEKEM-Farm*

sondere über sehr erfolgreiche klinische Versuchsreihen zur Krebsbehandlung mit dem Abnoba-Viscum-Präparat.

Als Tagesausklang und festlichen Höhepunkt erlebten alle Teilnehmer im schönen Theatersaal die folgenden künstlerischen Darbietungen der Mitarbeiter: das Sekem-Theater mit einem ägyptischen Stück voll köstlichen Humors (auch für den Sprachkundigen), das Sekem-Orchester mit einem abwechslungsreichen Programm (Händel, Smetana und Mozart), die Sekem-Eurythmiegruppe mit einem Beethoven-Klaviertrio und dem Märchen von den drei Orangen in arabischer Sprache und das arabische Musik-Ensemble.

Bei der Fülle des Dargebotenen konnte man den Eindruck gewinnen, dass in Sekem jeder im Mitarbeiterkreis in mehreren Künsten tätig ist und so das vielfältige Arbeitsleben des Tages begleitet und durchdrungen ist von einem ebenso vielfältigen künstlerischen Tun.

Die morgendliche Arbeit begann um 6.30 Uhr im Saal der Kunstschule. Von der Eurythmistin Annemarie Ehrlich wurden wir zu differenziertem Bewegen und Begegnen angeleitet, einem Geben und Nehmen mit Kugeln und Stäben, woraus uns unmittelbare Erfahrungen wuchsen. Wir lernten so einen lebenspraktischen Übungsweg kennen, der aus den Elementen der Eurythmie entwickelt wurde als Hilfe und Anregung zur Ausbildung sozialer Fähigkeiten für Menschen in den neuen Gegebenheiten und Anforderungen des Berufslebens. »SEKEM« war die Lautgestalt, die den Übungen zu Grunde lag.

Die weitere Vormittagsarbeit begann um 9 Uhr im Mahad, eines der ersten Gebäude auf der Farm, in dem die regelmäßige anthroposophische Arbeit der Mitarbeiter, laufende Fortbildungskurse, Seminare und künstlerische Betätigung stattfinden.

Exemplarisch hierfür sei der erste Tag in seinem Verlauf geschildert: Nach einer musikalischen Einstimmung begrüßte Dr. Ibrahim Abouleish alle Gäste namentlich und stellte sie in ihrer Beziehung zu Sekem vor. Danach erfolgte durch Barbara Scheffler eine Auffor-



SEKEM-Gründer Ibrahim Abouleish

derung an alle Anwesenden: Jeder möge in diesen Tagen seine Eindrücke und Erlebnisse auf der Farm in lyrische Kleinstformen einfließen lassen. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir auch von der in Entstehung begriffenen Autobiographie von Ibrahim Abouleish. Nun folgten die inhaltlichen Beiträge zum Tagesthema.

1. Tag: »Wirtschaft-Organisation« – Roland Schaette, Dorothea Walter, Jens Heisterkamp;
2. Tag: »Wirtschaft-Assoziation« – Ulrich Walter, Bart Kohlhoven, Dietrich Spitta, Gottfried von Laue;
3. Tag: Farmfest;
4. Tag: »Moderne Sozialformen« – Georg Glöckler, Hans Werner, Elisabeth Gergely;
5. Tag: »Biodynamische Agrarkultur in Ägypten« – Maria Thun, Christoph Graf, Armin Scheffler;
6. Tag: »Medizin« – Broder von Laue, Johannes Zwiauer, Barbara Scheffler.

Das Sekem-Mitarbeiterfest, das Wir-Fest, als Mittelpunkt der Tagung erstreckte sich über den ganzen Tag und fand im Amphitheater der Sekem-Farm statt. Es begann mit dem großen Kreis. Ihn zu bilden strömten etwa 2000 Menschen aus allen Richtungen des Farm-Geländes in harmonischer Ordnung zusammen: aus Schule und Kindergarten, aus Berufsschule

und heilpädagogischer Einrichtung, Mitarbeiter des Medical Centers, aus der Landwirtschaft, der Bäckerei und Käserei, von den verschiedenen Erzeugungs- und Verarbeitungsbetrieben mit ihren klingenden Namen Isis und Atos, Hator, Libra und Conytex, es kamen die Mitarbeiter des Büros und der Akademie aus Heliopolis sowie Menschen, die im Außendienst und an anderen Orten in Ägypten tätig sind, Gäste aus dem öffentlichen Leben und die Gäste aus Europa. Sie alle bildeten den großen Festkreis und erlebten sich darin ganz real als einer großen Gemeinschaft zugehörend, die die einzelnen Arbeitsfelder umfasst. Für den teilnehmenden Gast wird das Kreisgeschehen immer von neuem zu einem starken Erlebnis, ist es doch immer wieder sichtbarer Ausdruck des tiefsten Anliegens von Sekem: Keimzelle für eine zukünftige Menschengemeinschaft zu sein.

All die vielen Menschen strömten nun in das Theater. Am Vormittag erlebten wir die künstlerischen Leistungen aus den kulturellen Einrichtungen, wobei die Kinder, insbesondere die Kamille-Sammler, mit ihrer elementaren Lebensfreude alle Herzen gewannen. Am Nachmittag standen zu Beginn fünf Menschen auf der Bühne: Ibrahim Abouleish, Gudrun Abouleish und drei Ägypter – die ers-ten, die vor 25 Jahren bereit waren, an diesem wahrhaft unbegreiflichen Wüstenprojekt mitzuarbeiten. Ein bewegender Anblick!

Nach 25 Jahren – ebenso unbegreiflich – der Aufmarsch der Sekem-Firmen mit der bunten Fülle ihrer Produkte, begleitet von Blasmusik eines Orchesters aus Kairo und dem besonders lebhaften Applaus der Mitarbeiter der jeweiligen Firma. Zuletzt dann die jährlich stattfindende Ehrung derjenigen Mitarbeiter, die sieben Jahre in Sekem tätig sind, ein Reigen von etwa 40 Menschen; auch dies gibt Kunde von dem sozial gestalteten Leben hier.

Zu den Gästen aus dem öffentlichen Leben gesellten sich dieses Jahr als Ehrengäste der Gesandte Österreichs und seine Gattin und zeigten sich tief beeindruckt von allem, was sie sehen und erfahren konnten. Das gleiche gilt für den deutschen Botschafter, der aus Termingründen schon am Vortag Sekem seinen Besuch abstattete.

Am letzten Tag, zum Abschluss der Festwoche, las uns Barbara Scheffler die poetischen Versuche vor, die wir Gäste in den Zwischenräumen des Tageslaufes zu Papier gebracht hatten, Zeugnisse des Verbundenseins mit dem Werdenden, das eine tätige Menschengemeinschaft hier durch 25 Jahre zur Entfaltung brachte und das weiter sich entfalten möge in eine noch ferne Zukunft hinein.

Am Anfang von Sekem steht ein Mensch – Ibrahim Abouleish – und das innere Bild dessen, was hier Wirklichkeit werden wollte, und der Mut, zu beginnen gegen alle Widerstände, und die Treue zur selbstgewählten Aufgabe.

Sein Lebensgang ist eingewoben in das Werden und Wachsen der Sekem-Gemeinschaft – eine Entwicklung, die in blühender und fruchtender Natur eine Oase der Menschlichkeit schuf in den Wüsten unserer Welt.

Elisabeth Gergely



Die erste Klasse der Waldorfschule auf der SEKEM-

Nach Santiago de Compostella

Auf dem Jakobsweg mit einer 12. Klasse der Waldorfschule Innsbruck

Irgendwie drifteten wir auf die Entscheidung zu. Im Jahr zuvor war ein Schülervater den Weg gegangen, der dann für kurze Zeit den Englischunterricht in der Klasse übernahm und über seinen Pilgerweg berichtete.

Wir wiederum hatten im Zuge der Parzival-epoche auch Coelho's »Alchimisten« gelesen. Das Geheimnisvolle zog uns an. Ergriffen von diesen Leseerlebnissen, studierten einige die weiteren Werke des Autors und stießen dabei auf die Schrift »Auf dem Jakobsweg – Tagebuch einer Pilgerreise nach Santiago de Compostella«, worin auf sehr persönliche Art das Abenteuer des Gehens, die Strapazen und spirituellen Prüfungen geschildert werden. An steilglatten Felsen Wasserfälle durchqueren, Schwerter gewinnen, Sternfelder erreichen.

So wurde Santiago de Compostella zum Ziel unserer Abschlussreise erkoren. Auf alten Pilgerwegen zu der Stelle, an der der Heilige

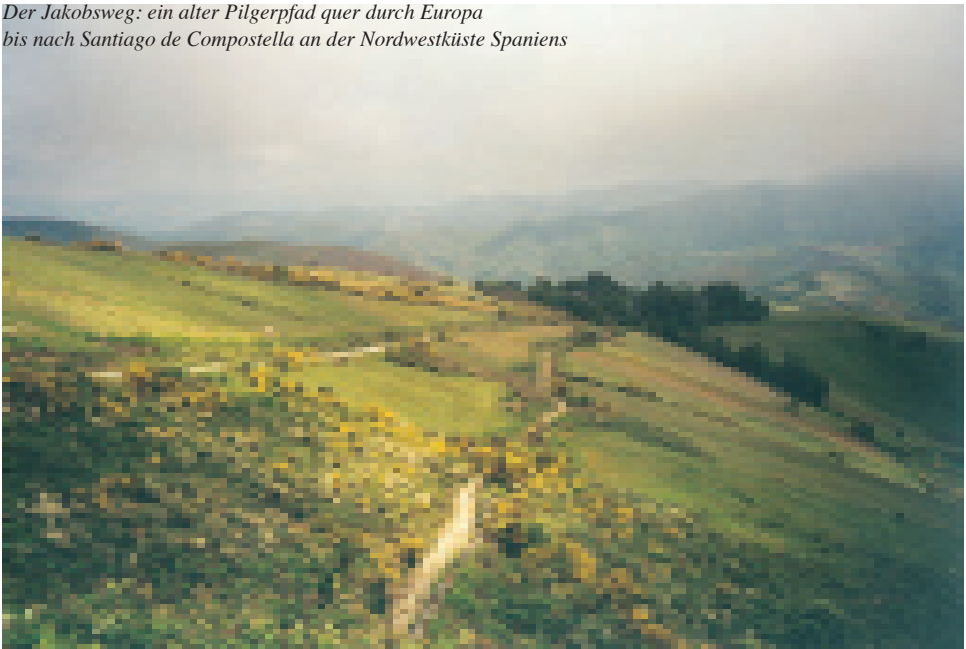
Jakobus das Evangelium verkündet haben soll und wo heute seine Gebeine liegen.

Selbst die Katholische Kirche hatte eine Spende zugesagt, die allerdings niemals eingetroffen ist. Doch glücklicherweise war über das Industriepraktikum und diverse andere Sponsoren das Projekt rundum abgesichert.

Nach der Lektüre von Lozano's »Praktischem Pilgerführer« entschieden wir uns, die Strecke von Pontferrada nach Santiago zu gehen. Das sind ungefähr 220 Kilometer und sollte in neun Tagen gut zu bewältigen sein.

Flug München – Madrid. Dort das Besorgen der Pilgerausweise. Vom Tourismusbüro durch winkelige alte Straßen geschickt. Ein Hochhaus, so gar nicht passend zu dem, was wir erwarteten. Hinaufgefahren mit dem Aufzug – das Pilgerbüro liegt in einem der obersten Stockwerke. Zusammengedrückt auf zwei Räume ein Riesensammelsurium

Der Jakobsweg: ein alter Pilgerpfad quer durch Europa bis nach Santiago de Compostella an der Nordwestküste Spaniens



von Pilgerutensilien und ganz liebe Leute, so dass jeder von uns nach ungefähr einer Stunde Schwätzen und Zettel-Ausfüllen stolz seinen Pilgerausweis in Händen hielt. Und mancher schmückte auch gleich seinen Rucksack mit der Jakobsmuschel, dem Symbol des Weges. Mit dem Zug ging es dann über Venta und Leon nach Pontferrada.

Pontferrada

»Aha, Pontferrada.« Wir sind da. Aussteigen. Durch einen Tunnel in die Stadt, durch die Stadt. Hochhäuser, Bars, Läden. An einer Templerburg vorbei. Dort sollen nächtens merkwürdige Riten stattfinden. Aber von außen ist nichts zu sehen.

Die Beschilderung zur Herberge ist umständlich. Laut Landkarte nur zwei Kilometer. Die Umwege verdoppeln die Geschichte. Erste Bemerkungen: »Vielleicht gingen wir etwas naiv an die Sache.«

Jeder hatte einen ordentlich bepackten Rucksack dabei. Ein 20-Kilo-Paket unter dem Motto: »Wir sind Tiroler. Wir sind über manche unserer Berge geschritten, und höhere Erhebungen werden uns dort auch nicht erwarten.« Doch bei einigen von uns 20-Kilo-Trägern – einer musste ja unbedingt noch ein Schwert dazu nehmen – stellte sich schon jetzt die Frage, was da wohl noch kommen mag.

Ankunft in der Pilgerherberge Pontferrada. Drumherum eine Mauer, ein kleines Tor. Es geht hinein. Drinnen dürres Gras, eine kleine Kapelle, bärtige Leute, die im Areal ihr Zelt aufbauen, leise Unterhaltungen, Glockengeläut mit anschließender Messe. Aus frisch gewaschenen Socken tropft brauner Schweiß.

»Grüß Gott!« – »Grüß Gott. Tja, äh, wir sind Pilger und möchten hier übernachten?« Wir reichten dem Herbergsvater unsere Ausweise hin. »Was? Pilger? Dass ich nicht lache! Ha! Einen echten Pilger erkenne ich aus einem Kilometer Entfernung an seinem Gang, an seinen Schmerzen, seiner Freude. An seinem Duft, an diesem unverwechselbaren Geruch



nach Schweiß, der ihm durch die Anstrengungen des Weges aus jeder Pore seiner Haut hervorquillt. Schaut Euch an! Weder humpelt Ihr, noch riecht Ihr. Hier ist kein Platz für Euch!« »Nun habe ich 18 Jahre gelernt, dass ich nicht stinken soll und jetzt das?!« »Pilgerduft ist kein Gestank! Das ist ein ganz besonderer Duft. Schreibt Euch das hinter die Ohren! Wer ist als nächster dran?«

Nun können Schülerinnen und Schüler bekanntlich in schwierigen Situationen ganz besonders mitleiderregende Blicke aufsetzen. Die Methode hatte auch hier Erfolg, und es gab sogar eine Erklärung für die Abweisung. Der Jakobsweg würde heutzutage von den meisten nicht mehr im ursprünglichen Sinne gegangen, sondern – organisiert von Reisebüros – spaziert und gefahren. »Und diese Leute wollen dann bei uns kostenlos übernachten. Die Tourismusbranche verspricht billiges Pilgern, was nur deshalb funktioniert, weil die ihre Kunden bei uns einquartieren, wo es nichts kostet, weil alles aus Spenden und ehrenamtlicher Arbeit geleistet wird. Ha! Und ich sage Euch, das ist eine Schande. Nichts hat das mehr zu tun mit der Intention des wahren Pilgerns. Diese Gottessuche, diese Möglichkeit, durch das Gehen Kraft zu gewinnen und Orientierung für das Leben! Das ist es, was unsere Zeit fordert! Ihr werdet den Weg nicht bereuen!«

Danach gingen wir erleichtert schlafen.

Erstes Ziel: Villafranca

Unsere so gedachte Eingetour. Halb sechs morgens. Alles regt sich, versammelt sich zum Frühstück. Erstes Kennenlernen. Ein Rentnerhepaar sitzt neben uns bei Marmelade, trocken Brot und Kaffee, Milch und Tee.

»Ja, wir sind schon lange auf dem Weg. Sind von Oberösterreich zu Fuß hierher gegangen?« »Was? Von Oberösterreich? Das sind ja Tausende von Kilometern!« »Ja. Wir haben uns das vorgenommen. Für das Alter. Und jetzt machen wir das. 2500 Kilometer.« Aus lauter Schreck wird plötzlich Dialekt gesprochen: »Z'fuass?« – »Z'fuass!«

»Bon camino!« Nach und nach brechen alle auf. Wir schultern unsere Rucksäcke.

Ein anderer Pilger ruft noch: »Beim Heiligen Jakobus! Wenn Ihr die nach Santiago tragen wollt, dann stehe Euch Gott bei!«

Die Idee, als Gruppe zu gehen, wurde schnell aufgegeben. Als Gruppe kann man nicht gehen, wenn man nicht Beine und Stimmung kaputt machen will. Der individuelle Rhythmus sucht sich seinen Weg.

Es spinnen sich allerdings Fäden zu anderen Pilgern. Überholen, zurückbleiben, langsam gehen, schneller gehen, sich beobachten beim Gehen, andere beobachten, ins Gespräch kommen. Die Fäden werden sich bis zum Ende des Weges in der Grundstruktur erhalten, sich von Tag zu Tag erweitern.

Asphaltstraßen und Rucksack fordern Beine und Selbstbewusstsein bis an erste humpelnde Grenzen. Aber alle kommen an. Die Schmerzen in Beinen und Füßen sind annehmbar, die ein oder andere Stelle am Fuß zeigt Blasen.

Die Klasse singt abends vor der Herberge. Im Hintergrund die Kirche. Ein wunderschöner Anblick. Andere Pilger sammeln sich und hören zu. »Aha. Ihr seid eine Klasse von der Waldorfschule!«

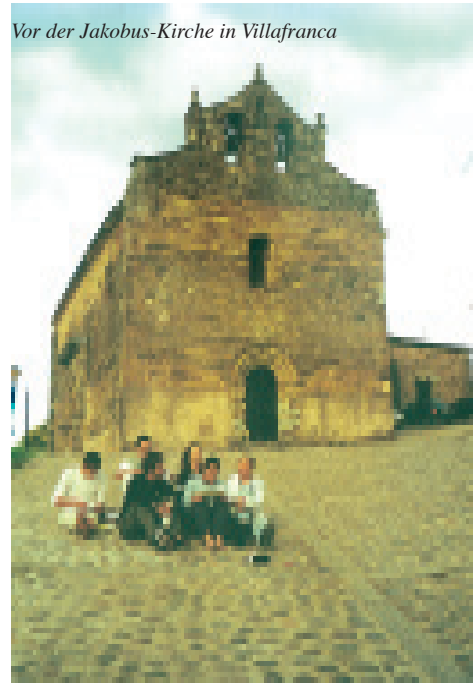
Bis zum Ende des Pilgerweges heißt es immer, wenn einer von uns auftaucht: »Schau mal. Da ist wieder einer von der Waldorfschule. Die haben doch damals so schön gesun-

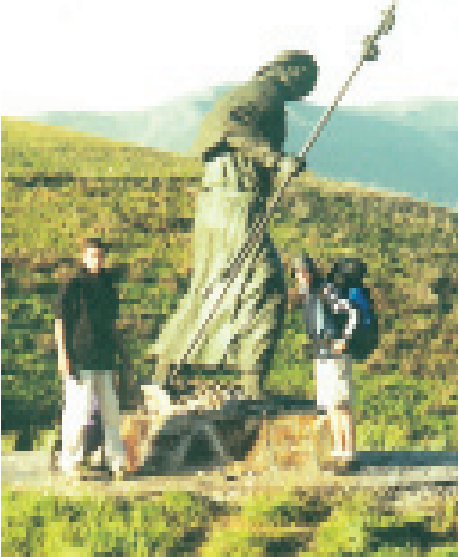
gen!« Das frühe Schlafengehen ist so herrlich nach einem langen Gehtag. Die andern feiern den Feuertrunk. Leises Schnarchen, lautes Schnarchen – während es draußen zu regnen beginnt und leise durch das Dach das Wasser auf den Schlafsack tropft.

Cebreiro

Gegen 5 Uhr morgens. Alles reckt sich, alles streckt sich. Zwei kleine Lastwagen sind vorgefahren. Wir schauen zu, wie die Pilger ihre Rucksäcke drauf werfen und nur mit Proviant losgehen. Der Weg sei heute etwas beschwerlich, insofern sei es sinnvoller, mit weniger Gepäck zu gehen. Das gilt natürlich nicht für uns. Doch schon nach einem Kilometer tauchen diese kleinen Lastwagen wieder als inneres Bild auf. Die verpasste Chance!

Einige nehmen den alten Landstraßenweg, andere den neuen über den Berg. Wenn die Sonne durch die Wolken bricht, ist es heiß, ansonsten empfindlich kühl. Die Beine gehen, die Füße tragen, das Herz schlägt, im Kopf





*»Der hat keinen Rucksack dabei« – »Echt vernünftig!«
Am Jakobsdenkmal*

brechen die jahrelang gestauten Gedanken auf einen herein, der innere Monolog rennt magnetisch vor einem her, wird zunehmend unkontrollierbar.

Pilger fallen wie geschlagene Bäume einfach um, kerzengerade hingestreckt auf Asphalt. Auch zwei von uns bleiben auf der Strecke. Aber es gibt Taxis und Krankenwagen. Zumindest, bevor der Weg nach links abzweigt. Ab da wird es magisch. Raum und Zeit dehnen sich bis fast ins Unendliche. Schmerz und Einsamkeit. Nur noch ein Schritt. Der nächste. Schritt um Schritt. Atmen. Pause. Weiter. Wir schaffen das. Was heißt wir? Wo sind die anderen? Alles voller Wolken, man sieht fast nichts mehr. Eisiger Wind. Peitschender Regen. Die Wolken bilden Gestalten, Halluzinationen ...

Irgendwie haben es bis zum späten Abend alle geschafft! Totale Erschöpfung. Nicht nur körperlich. Die Herberge ist völlig überfüllt. Fast übereinander gestapelt verbringen wir die Nacht auf dem Fußboden. Meist schlaflos.

Der Durchbruch

Eisige Kälte, kein Frühstück, schmerzende Glieder. Abmarsch. Unter dem odysseischen Motto: »Mitten im Schiffbruch segelten wir am besten« ging es die ersten Schritte mutig voran. Zumindest für drei Kilometer. Dann kam die große Krise, der tote Punkt. Kein Schritt mehr vorwärts, keiner zurück. Nur noch heim. Tränen und Verzweiflung. Ausheulen. Beruhigen. Ruhig werden. Alles loslassen. Die Anspannung entweicht.

Aus der Erfahrung wusste ich, dass bei solcherlei Exkursionen der dritte Tag immer den Durchbruch oder das Ende bedeutet. Und an diesem Tag war ich mir nicht sicher, in welche Richtung die Entscheidung gehen würde. Ich war überrascht, als ein Mädchen aufstand und sagte: »Gehen wir. Lasst uns nach Santiago gehen!« Der nächste: »Ja, lass uns gehen. Ich bin ja nicht hierher gekommen, um in dieser Pampa zu krepieren.«

Mit Weniger glücklicher

Fabian, der Schwerträger, erzählt: »Die Wege scheinen endlos, aber das stört nicht mehr. Wir werden ankommen, ebenso wie die anderen liebgewonnenen Menschen. Die Freude am Augenblick zählt. Kleine Dinge werden zum intensivsten Erlebnis. Ärmliche Bauernhäuser, deren Besitzer am Rande des Weges sitzen und selbst geschnitzte Wanderstöcke an die Pilger verkaufen oder deren Frauen, die früh morgens schon Omelette für nur wenige Cent anbieten.

Wir legen jeden Tag Entfernungen zurück, die wir nie für möglich gehalten hätten, durch endlose Ebenen, über unzählige Brücken und gewaltige Hügel, bergauf und bergab. Aber alles nur solange die Füße mitspielen, trotz Schmerzen und Blasen, die sich täglich mehrten. Einer von uns kam auf neun. Für jeden gegangenen Tag eine!

Mit dem Gehen sank der Anspruch schick zu sein. Als nächstes sanken die Ansprüche an



Nur noch 100 Kilometer

das Verhalten der Begleiter. War einer von ihnen so gereizt oder erschöpft, dass er sich im Ton vergriff, fiel es auf dem Weg immer leichter, es ihm nicht übel zu nehmen. Die Masken verschwanden, und man konnte sich immer mehr so geben, wie man sich fühlte. Und wusste: Der andere versteht dich.

Wir waren anfangs noch rebellisch: kein sauberes Bett, kalte Duschen in den Herbergen. Oder stundenlanges Gehen ohne Frühstück, weil kein Geschäft zu finden war. Enttäuscht und böse auf sich und die Welt und den verdammten Weg, der einen hungern ließ. Aber bald schon gab man sich jeden Tag mit weniger zufrieden. Man verlor den Gram, den Hunger und die schmerzenden Füße.

Es gehört nicht viel zum Glücklichein: Jedem seine Nahrung, seine Luft zum Atmen, seinen Raum zu leben. Und etwas, das so gerne vergessen wird und doch so wichtig ist: das Ziel. Ohne dieses würde der Mensch immer auf derselben Stelle treten.

Wir kommen an: Wundervoll die letzten Tage. Singend, redend, schweigend. Stolz, dass wir uns jetzt echte ›Peregrinos‹ nennen dürfen.«

Wenn man so dahin schreitet durch die Berge und Ebenen Galiziens, rhythmisch, manchmal allein, zu zweit oder dritt, fragte ich mich nach dem Sinn und Zweck dieser Erfahrung.

Die einen gehen wegen eines Gelübdes, andere stellvertretend für einen Verstorbenen, der sich den Wunsch des Pilgers selbst zu Lebzeiten nicht erfüllen konnte. Manche zur Vergebung der Sünden, andere aus reiner Freude.

Als Klasse gingen wir für einen Mitschüler, der drei Monate zuvor bei einem schweren Skiunfall fast sein Leben verloren hätte. Lange war nicht klar, ob er sich je wieder erholen würde. Der Jakobsweg war nicht vergeblich.

Vom Gehen

Hugo Kükelhaus stellt in seinem Buch »Fassen – Fühlen – Bilden« die simple Frage: Was heißt gehen? – »Wir beobachten aufmerksam, was mit uns durch uns geschieht, wenn wir einen Schritt vor den anderen setzen. Mit dem Anheben des rechten Fußes soll es beginnen. Von der Mitte der Schrittlänge an beginnt mit der Herausverlagerung des Schwerpunktes aus der Standhaltung nach vorne zu die Fallbewegung in Richtung der Stelle, an welcher der rechte Fuß Boden fassen soll ...

Der Fall rechts wird aufgefangen dadurch, dass ihm der Körper nachfolgt, um den Fall links zu wiederholen.

Also: Die Gehbewegung erfolgt als rhythmisch einmal rechts, einmal links aufgefangener Fall. Oder anders gesagt: Das Gehen ist nur möglich im Wechsel zwischen beiden Phasen: Sicherung (Auffangen des Falls) und Entsicherung (Beginn des erneuten Falles).«

Das Gehen ist also ein erlebbares Beispiel für Rhythmus, der unsere Stimmung beeinflusst und gesundend wirken kann. Insbesondere, wenn man sich die Frage stellt, wann wir eigentlich noch gehen? Meistens fahren wir. So wird Gehen zur Therapie.

Und unser Camino? Er war schon noch etwas mehr als Gehen. Es war Gehen auf einem

ganz besonderen Weg, einer Pilgerstraße, die schon Jahrhunderte begangen wird und wodurch man in eine ganz eigene Atmosphäre und Schwingung eintaucht.

Aber es war noch mehr. Das Jugendalter ist eine kritische Phase in der Biographie, wo zwischen innerer Orientierungslosigkeit und äußerem Druck die Mitte gefunden werden muss. Wir überwand die Orientierungslosigkeit, weil das Ziel Santiago war. Der Druck, dort ankommen zu müssen, legte sich beim Gehen, weil man wusste, dass man dort ankommen wird. Aber dieses Ziel und dieses Wissen ist nicht einfach da. Es wird einem bewusst durch das Gehen und den Schmerz. Grübeln, Weltschmerz, Zweifel, Stress, Alltägliches wird klein. Das ist dann wie eine Neugeburt.

Ein Mädchen sagte im Rückblick: »Erst seit diesem Erlebnis weiß ich wirklich, dass es mich gibt. Du weißt nämlich erst, dass es dich gibt, wenn du dich spürst! Das war meine Initialzündung fürs Leben!« *Ulrich Eise*



Erfahrungsreiche 220 Kilometer liegen hinter uns: angekommen am ersehnten Ziel

Waldorfinitiative in Pakistan

Schon während meines Waldorfpädagogikstudiums unternahm ich eine Reise nach Pakistan, um dort die Möglichkeiten einer Schulgründung zu überprüfen. Durch die zahlreichen Gespräche vor Ort wurde es mir bewusst, dass ich selber waldorfpädagogische Praxis bräuchte, um so einen großen Schritt tun zu können. Nach dem Studium arbeitete ich zehn Jahre an der Hiberniaschule als Kunstlehrer und lernte dort den Ansatz der integrierten Berufsausbildung kennen.

Durch Gespräche mit Menschen aus unterschiedlichen Schichten der pakistanischen Gesellschaft und Vorträge über Waldorfpädagogik in Bildungseinrichtungen während meiner Besuche bildete sich in Lahore ein Kreis ernsthaft an der Waldorfpädagogik interessierter Persönlichkeiten. Nach meiner

vorletzten Reise im März 2002 schien mir die Gesamtlage – trotz der politischen Instabilität in Pakistan – so günstig, dass meine Frau und ich uns für die Bildung eines Initiativkreises zur Gründung einer Waldorfschule in Pakistan einsetzten. So kam es im Juli 2002 in Aachen und im Oktober 2002 in Lahore zur Gründung des Vereins WASILA, das bedeutet in der Landessprache Urdu »Lebensgrundlage«.

Das Land

Nach dem Ende der britischen Kolonialherrschaft wurde Indien 1947 in drei Teile geteilt: Indien, Ost-Pakistan – heute Bangladesh – und West-Pakistan – heute Pakistan. Das Kriterium der Teilung war die Re-



Der WASILA-Vorstand bei der Vereinsgründung in Lahore/Pakistan im Oktober 2002

ligionszugehörigkeit der Menschen; so leben in Pakistan jetzt fast ausschließlich Muslime, wohingegen in Indien überwiegend Hindus die Bevölkerung bilden.

Heute leben in Pakistan über 160 Millionen Menschen, von denen rund 100 Millionen unter 25 Jahre alt sind, auf einer Fläche, die etwa dreimal so groß ist wie Deutschland. Offizielle Landessprache ist Urdu, wobei bestimmte Volksgruppen wie Punjabis, Sind-

his, Balluchis und Paschtunen ihre eigenen Sprachen sprechen. Pakistan arbeitet intensiv an einer Kooperation mit den westlichen Ländern und ist offen für jedes Engagement aus dem Ausland. Bei den vielfältigen Problemen nimmt das Land jede Unterstützung dankbar an. Hauptprobleme sind die hohe Analphabetenquote von ca. 60 Prozent und die extrem hohe Arbeitslosigkeit gerade bei jungen Menschen.

Über 60 Prozent der Bevölkerung lebt in Armut. Überall auf den Straßen der gigantischen Stadt Lahore sieht man junge Menschen, die keine Arbeit und keine Zukunft haben. An großen Kreuzungen begegnet man kleinen Kindern zwischen drei und sechs, die an Autofenster klopfen und ihre Hände ausbreiten. Es gibt in Pakistan schätzungsweise über sechs Millionen Kinder in diesem Alter, die auf der Straße leben.

Was will WASILA?



Überall in der Millionenstadt anzutreffen: Straßenkinder in Lahore

Zu den wichtigsten Zielen von WASILA gehört der Aufbau einer pakistanischen Schule mit altersgemäßer Erziehung, in der sich – im Gegensatz zu den anderen, westliche Bildungssysteme nachahmenden Privatschulen – die pakistanische Kultur und Tradition widerspiegelt. So soll die Unterrichtssprache Urdu sein, und der Handwerksunterricht soll aus dem traditionellen Kunsthandwerk entwickelt werden. In der pakistanischen Gesellschaft herrschen Bildungsideale, die zu großen Teilen an der westlichen Lebensweise orientiert sind, wodurch die Menschen Opfer einer kulturellen Entfremdung werden. Die Förderung der kulturellen Identität sehen wir als unser Hauptziel an.

Die »Kopf, Herz und Hand« ansprechende Unterrichtsgestaltung als Kern der Waldorfpädagogik kann die richtige Antwort auf die vielfältigen gesellschaftlichen Probleme sein. Um den Anforderungen der pakistanischen Gesellschaft gerecht zu werden, halten wir es für notwendig, den Schülern neben der allgemeinen Schulbildung eine Berufsausbildung zu ermöglichen, wodurch sie nach der Schule bessere Berufschancen haben werden. Weil in Pakistan die meisten Mädchen und Frauen benachteiligt sind, sollen besondere Bildungsmaßnahmen entwickelt werden, um ihre Lebenssituation zu verbessern. Meine Frau Barbara Alam, die seit über zwanzig Jahren in der Frauenbildung tätig ist, will sich hauptsächlich für diesen Bereich einsetzen.

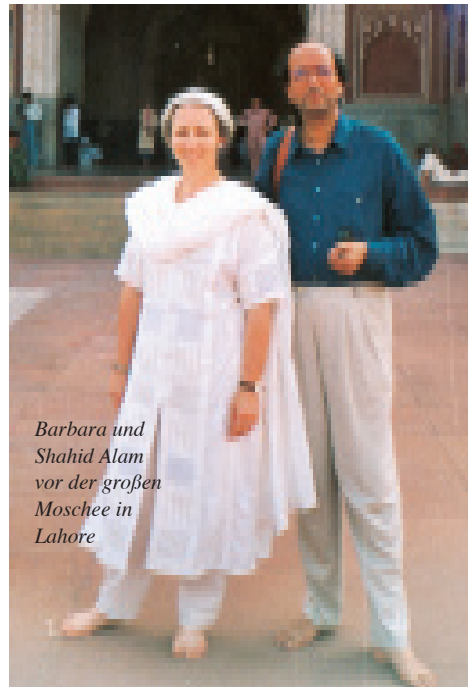
Die WASILA-Initiativgruppe arbeitet konkret daran, die erste Waldorfschule in Lahore/Pakistan zu gründen, und möchte im Herbst 2003 mit der Arbeit beginnen. Die vierwöchige Reise nach Lahore im Oktober 2002 hat ergeben, dass es sinnvoll ist, mit einem Bildungszentrum (Waldorf Education Center) zu beginnen, in dem Waldorflehrer und Erzieher ausgebildet sowie berufsbegleitende Fortbildungskurse für Lehrer und Sprachkurse bzw. künstlerische Kurse angeboten werden.

Was können Sie tun?

Wir suchen dringend Menschen, die mit uns in Lahore das Waldorf Education Center aufbauen, in dem pakistanische Lehrer und Lehrerinnen für die Waldorfschulgründung in Pakistan ausgebildet werden. Hierfür sind sehr gute Englischkenntnisse erforderlich. Ohne Ihre Unterstützung wird der Aufbau eines Waldorf Education Center nicht denkbar sein. Wir möchten Sie daher herzlich um Ihre Hilfe bitten. Mit Ihrer Unterstützung ermöglichen Sie den Kindern und Jugendlichen nicht nur Schulbildung und Berufsausbildung, sondern tragen neben dem Erhalt der kulturellen Identität auch zu einer Stabilisierung der gesellschaftlichen Kräfte bei. Auch für Ihre Anregungen und Sachmittelspenden sind wir sehr dankbar.

Ansprechpartner: Shahid und Barbara Alam, Kupferstr. 19, 52070 Aachen, Tel. & Fax 0241-157634, E-Mail: FamAlam@aol.com

Shahid Alam, Initiator der Waldorfschulinitiative Lahore, Pakistan



*Barbara und
Shahid Alam
vor der großen
Moschee in
Lahore*

»Quelle Progression«

Die 14. Französische Woche auf dem Methorst

Mit dem Thema »La parole: écoute, image, compréhension – quelle progression?« zielte die diesjährige Französische Woche auf den Zusammenhang von Sprechen, Zuhören und der Entstehung innerer Bilder als Grundlage für einen lebendigen Verstehensprozess. Wie gestaltet sich dieser Zusammenhang, das Herzstück einer gelungenen Sprachstunde, in den verschiedenen Altersstufen?

Heiter und erwartungsvoll kamen die 72 Teilnehmer nach teilweise langer Anreise aus dem In- und Ausland an, um sich diesem Thema eine Woche lang – vom 22. bis 27. September – von den verschiedensten Seiten her anzunähern. Wer – wie ein hoher Anteil der Sprachlehrer – nicht zum ersten Mal an einer Französischen Woche mitwirkt, weiß, dass gerade

Bouboul, das Maskottchen des bunten Abends



der Wechsel der künstlerischen Kurse mit den »ateliers«, den seminaristischen Arbeitsgruppen, in eine einzigartige Intensität des Erlebens und der Auseinandersetzung mit allen den Französischunterricht betreffenden Bereichen hineinführt. Eurythmie- und Sprachgestaltungskurse, geleitet von erfahrenen, Begeisterung weckenden französischen Künstlern, gehören ebenso dazu wie Singen, Volkstanz und diesmal auch Übungen zur Pantomime.

Das Gefüge von vier künstlerischen Kursen sowie zwei »ateliers« täglich, unterbrochen von Mahlzeiten und Kaffeepausen, in denen ein anregender kollegialer Austausch stattfindet, führt zu einer wachsenden Verdichtung der Erfahrungsinhalte. An zwei Abenden bildete ein Vortrag den Tagesabschluss. Reich beschenkt wurden die Teilnehmer durch einen künstlerischen Abend anlässlich des 200. Geburtstages von Victor Hugo. In eindrucksvollen Darbietungen brachten Isabelle de Gaillande-Mustoe und René Ricard dessen Leben und Werk auf die Bühne.

Geprägt war diese Französische Woche wie auch alle vorangegangenen von einem humorvollen wie ernsthaft-arbeitsamen Geist, der jeden anregte, neue schöpferische Seiten zu entdecken und zu entwickeln. Diese Lernatmosphäre ist seit der ersten Französischen Woche (Witten 1988) eine verlässlich wiederkehrende Größe, die von den Begründerinnen Hélène Hell und Josiane Michel wesentlich mitgeprägt wurde und wie ein roter Faden die sich wandelnden Themen durchzog: Sprechen und Gespräch; lebendige Grammatik; Theaterarbeit; Lektüre; Kunst des Erzählens; von der Nachahmung zur Autonomie; menschenkundliche Grundlagen des Französischunterrichts – um nur einige zu nennen.

Am letzten Abend, der »soirée des participants«, trugen die Teilnehmer und Dozenten in Rezitationen, Theaterszenen, Parodien, Lie-



*Les frères
lumières:
erste
Filmvor-
führung in
Paris*

dem und vielerlei verwandten Formen Früchte ihrer Arbeit vor. Ein buntes schöpferisches Potenzial offenbarte sich hier – verbale und non-verbale Ausdrucksformen, die einen lebendigen Französischunterricht ausmachen. Der Methorst, mitten im Wald gelegene Tagungs- und Begegnungsstätte der Christengemeinschaft bei Rendsburg, schafft seit 1989 einen geradezu idealen Rahmen für die Französische Woche: Seminarräume, Bühne, Unterbringungsmöglichkeit für über 100 Per-

sonen, vorzügliche Bewirtung und eine gepflegte Atmosphäre stützen die gemeinsame Arbeit. Ob der Französischen Woche dieser Rahmen erhalten bleibt, hängt davon ab, ob dem Methorst aus seinen existenziellen wirtschaftlichen Nöten geholfen werden kann. Wir Französischlehrer hoffen darauf, auch im September des kommenden Jahres am gewohnten Ort zusammenzukommen. *Christian v. Wernsdorff*

Unterricht im Klassenzimmer: ausgedient?

Erste Fachtagung zum Thema Erlebnispädagogik

Mit der Frage »Wie kann Erlebnispädagogik zu emotionalen, körperlichen und geistigen Entwicklungsprozessen in Kindheit und Jugend beitragen?« fand vom 1. bis 3. November 2002 in Stuttgart die erste Fachtagung zu den Gebieten Erlebnispädagogik, Zirkuspädagogik und Naturpädagogik statt, veranstaltet von »Aventerra e.V.« in Zusammenarbeit mit dem Bund der Freien Waldorfschulen und unterstützt von der Veranstaltungsgesellschaft »Von Mensch zu Mensch«.

Bereits im Eröffnungsvortrag von Ueli Seiler, Leiter der Internatsschule Schlössli Ins, wurde den über 200 Teilnehmern der Tagung ein

Grundmotiv deutlich: Schule heute muss den Schülern Erlebnisse vermitteln, die es ihnen ermöglichen, ihren Weg ins Leben selbstständig zu finden. Das Bild des Schmetterlings, den die »Baumfrau« Julia Hill ihrem Namen als Symbol hinzugefügt hat, charakterisiert treffend die Prozesse, die sich in der Jugendzeit vollziehen: das Sich-Verpuppen und Abschließen von der Wirklichkeit und das Sich-Befreien-Wollen aus dem eigenen Kokon. Dabei kann die Erlebnispädagogik wichtige Hilfen anbieten.

Der Veranstalter »Aventerra e.V.« hatte bekannte »Erlebnispädagogen« versammelt:

Martin Kliewer stellte seine Arbeit mit dem Schulzirkus »Mignon« in Hamburg vor, Peter Singer, Klassenlehrer an der Freien Waldorfschule in Aalen, stellte den Teilnehmern seiner Arbeitsgruppe praktische Erfahrungen mit Klassenfahrten in Zelt und Jurte dar, Bernd Kriegstötter und Ralf Döinghaus fragten nach der sozialen Komponente der Erlebnispädagogik, praktisch nachvollziehbar in zahlreichen Übungen. Andi Schier berichtete von seinen Erfahrungen als Reiselehrer, der auf dreimonatigen Radtouren durch die USA mit jeweils fünf bis acht Schülern die Landschaft zum Erfahrungsraum werden lässt. Irmgard Kutsch stellte in einem Diavortrag und in ihrer Arbeitsgruppe die Natur-Kinder-Garten-Werkstatt vor, die inzwischen auch durch eine vierteilige gleichnamige Buchreihe bekannt geworden ist. Peter Schrey fragte nach integrativen Möglichkeiten im Bereich der Erlebnispädagogik, und Rudi Ballreich demonstrierte mit einer Darbietung des Schülerzirkus »Calibra« die Möglichkeiten der Zirkuspädagogik.

Die Vorträge von Albrecht Schad und Henning Köhler machten deutlich, wie die Erlebnis- und Naturpädagogik in besonders ein-

drücklicher Form die durch die neuen Medien verschärfte Situation des sich immer mehr von der Wirklichkeit abschließenden Jugendlichen aufgreifen und bewältigen helfen kann. Köhler betonte dabei besonders, dass die bei der PISA-Studie deutlich gewordenen intellektuellen Defizite am besten durch Erlebnisse im Künstlerischen, Handwerklichen oder Sozialen ausgeglichen werden können. Eine »geschickte Hand« ist den Erkenntnissen der anthroposophischen Menschenkunde zufolge eben auch die Voraussetzung für einen wendigen Intellekt.

Das abschließende Podiumsgespräch mit den Dozenten der Tagung brachte dann die Thematik auf den Punkt: »Hat der Unterricht im Klassenzimmer ausgedient?« Einstimmig forderten die Podiumsteilnehmer mehr Mut im Beschreiten neuer pädagogischer Wege, inner- und außerhalb des Klassenzimmers, das ja letztlich ein Überrest des lateinischen Mittelalters sei. Neue Zeiten und neue Kinder erfordern auch neue pädagogische Konzepte, die in den menschenkundlichen Grundlagen der Waldorfpädagogik allemal ihre Fundierung erfahren können, so lautete das überzeugende Resümee dieser Tagung.

Andreas Neider

Das Dreikönigspiel – neu inszeniert

»Insbesondere auf dem Boden jener geistigen Weltanschauung, auf dem wir stehen, haben wir die Verpflichtung, hereinströmen zu lassen bis an den Weihnachtsbaum heran alles dasjenige, was in der gegenwärtigen Kulturwelt die Menschheit ergreift an Niedergangserscheinungen. Wir haben heute geradezu die Verpflichtung, auch die Geburt des Christus Jesus so in unsere Herzen, in unsere Seelen aufzunehmen, dass wir nicht außer acht lassen den furchtbaren Niedergang, von dem die sogenannte Kulturmenschheit ergriffen worden

ist.« (Rudolf Steiner am 25.12.1919) – Diese Worte Steiners sind in Anbetracht der gegenwärtigen Kriegsdrohungen aktueller denn je; deshalb begaben wir uns auf die Suche nach einer zeitgemäßen Art, das Oberuferer Dreikönigspiel einzustudieren und aufzuführen. Unser Bestreben war, eine Gestaltungsform zu finden, die klar machen würde, dass dies ein Stück ist, worin viele »Schwellenergebnisse« stattfinden. Damit sind Wendepunkte im Leben eines Menschen gemeint, an denen Übersinnliches direkt in die sinnliche Realität

Probenbild 1: Die Könige verlieren ihren leitenden Stern



eingreift – Erlebnisse, die heftige Bestürzung hervorrufen können, um aber dann zu unterschiedlichen Schritten zu führen.

Die Spielertruppe mit Mitarbeitern vom Gemeinschaftskrankenhaus Herdecke war bereit, das Risiko einer Neuinszenierung anzugehen.

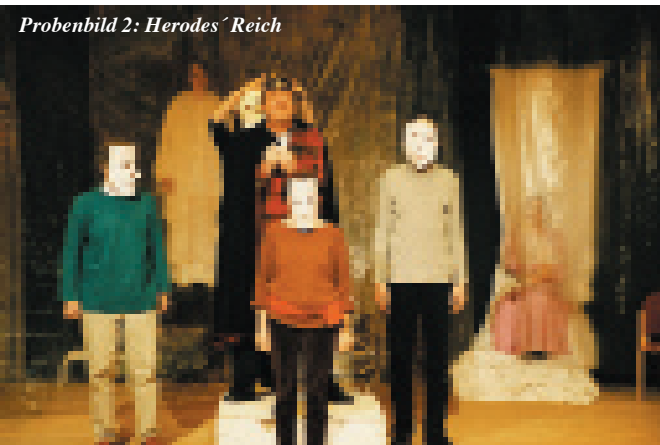
Die drei Könige

Die Könige sind von zu Hause aufgebrochen und folgen dem Stern, um den »König des Himmels und der Erden« zu finden. Sie treffen auf einander, begrüßen sich, und – der Stern ist weg. In unserer Inszenierung gibt es keinen herumlaufenden Engel mit Pappstern, der einfach »abhaut«. Der Engel verschwindet nicht

verlieren ihr Motiv und damit ihren inneren leitenden Stern.

Die Könige ziehen nach Palästina zu König Herodes, um Auskunft über den neugeborenen König zu bekommen. Der aber wusste nichts und schickte die Könige wieder fort. Sie ziehen suchend weiter. Und sie beten, jeder auf seine Weise, inbrünstig und wahrhaftig. Die Antwort kommt: Sie sehen zwei Wege vor sich; auf einem davon scheint der Stern, der sie zum Haus führt, wo sich Maria mit dem Jesuskind und Josef aufhalten. Maria ist, bis sie mit Josef und dem Kind nach Ägypten geht, immer anwesend auf der Bühne. Sie sitzt mit dem Jesuskind, hinter einem leicht durchsichtigen Vorhang, in der Mitte des Bühnenhintergrundes.

Probenbild 2: Herodes' Reich



Ein Engel erscheint den drei Königen im Traum. Sie sind entsetzt, dass sie ausgerechnet Herodes als ersten über die Geburt des Jesuskindes unterrichtet haben. Danach entscheiden sie sich dafür, einen anderen Weg nach Hause zu ziehen.

Dieses Entsetzen darzustellen fällt uns schwer, weil es schnell unköniglich wirkt. Wir lösen das Problem, indem wir es ih-

nen durch ihre Gewissensstimme zusprechen (siehe Probenbild 3).

Herodes

Herodes verzehrt sich vor Angst und Furcht, seine Macht und sein Reich zu verlieren, was dem Teufel Tür und Tor öffnet, um ihn als Werkzeug zu benutzen. Herodes hat zuerst Angst vor dem Teufel mit seinem höllischen Lachen. Als dieser aber in Antwort auf Herodes' Hilferuf (»Kommt denn und hilft mir niemand heut'?!«) erscheint, lässt er sich auf ihn ein, folgt dessen Eingebungen und redet später buchstäblich in dessen Sprache. In unserer Inszenierung legen die Könige, wenn sie vom Spielfeld abgehen, Krone und Mantel ab und legen beides wieder an, wenn sie wieder auftreten. Herodes nicht; er hat seine Autorität nicht durch eigenen Verdienst erhalten (siehe Probenbild 2). Herodes' Reich wird durch ein einen Quadratmeter großes Podest dargestellt, wovon er – außer in seinem letzten Auftritt – während des gesamten Spiels nicht herunter kommt.

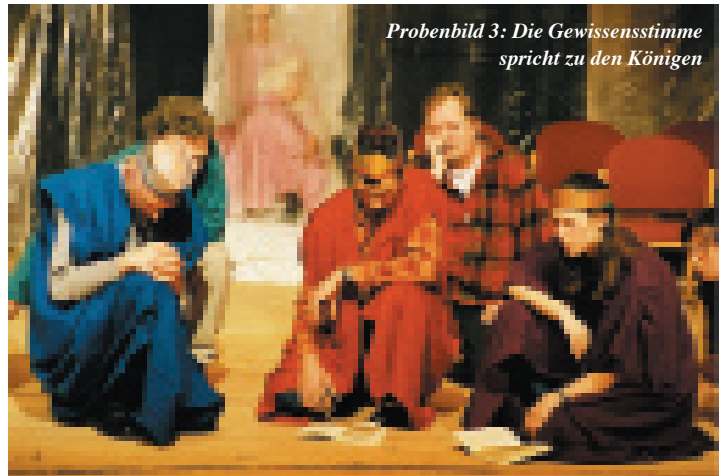
Als Maria mit dem Jesuskind erscheint, fallen Herodes für einen kurzen Moment die Schuppen von den Augen; aber durch die Einmischung des Teufels verwirft er das Bild wieder und erteilt dem Hauptmann den Auftrag, mit dem grausigen Werk zu beginnen.

Der Teufel »operiert« in dieser Inszenierung meist von der rechten Vorderseite der Bühne aus und steht in einer diagonalen Spannungslinie zu dem Engel. Der Teufel hat Herodes voll im Griff, so dass er nicht herumzuspringen braucht; kleine, gezielte Bewegungen reichen,

um Herodes das ausführen zu lassen, was er beabsichtigt. Als Herodes hört, dass seine Armee den neugeborenen König nicht gefasst und getötet hat, macht er sich auf, selber den König zu suchen. Da erscheint ihm der Engel. Als er von seinem kommenden Tod erfährt, ruft er seinen Hauptmann herbei und übergibt ihm seine Krone und damit sein Reich und seine Macht.

Hauptmann

Die Erscheinung des Engels vor Herodes nimmt der Hauptmann nur halb wahr; er setzt die Krone kurz auf, hört die Stimme des En-



Probenbild 3: Die Gewissensstimme spricht zu den Königen

gels, sieht seinen Glanz, worauf er die Krone ablegt. Resigniert geht er ab.

Am Schluss des Stückes steht der Engel noch auf der Bühne. Der Teufel hat Herodes hinausgejagt und kommt zurück, um den Hauptmann zu holen. Der Hauptmann hat nachgedacht (etwas Besonderes beim Militär) und steht bedächtig auf der Spannungslinie zwischen Engel und Teufel; er spricht gewissenhaft: »Hätt' ich mich zuvor bedacht, ich hätt' sie gewiss nicht umgebracht.« Er bringt sich nach dieser Einsicht nicht um, sondern verbleibt im Spannungsfeld.

Sophia van Dijk

Bewegungskongress in Mexico

Zum sechsten Mal fand der Bewegungskongress für Turn- und Eurythmielehrer an Waldorfschulen in Südamerika, diesmal in Tlaxcala/ Mexico, statt (4.-12. Juli 2002). Es kamen Kollegen aus Kolumbien, Ecuador, Brasilien, Chile, Peru und natürlich Mexico. Die brasilianische Eurythmiegruppe gestaltete eine Aufführung.

Das Einzigartige dieser Tagung ist, dass alle Teilnehmer zusammen morgens zum Auftakt Eurythmie bzw. Bothmer-Gymnastik im Wechsel machen. Hier findet eine starke Zusammenarbeit und Ergänzung beider Bereiche statt. Auch das Tagesprogramm unterscheidet sich von europäischen Gewohnheiten. Der Tagungstag dauert hier von 7.30 bis 22.30 Uhr, dazwischen gibt es kurze Pausen. Doch am Abend sind die Teilnehmer nicht müde, es wird getanzt!

Das Tagungsthema »Der Impuls des Willens mittels sinnvoller Bewegung« berührte den wichtigsten und zugleich schwierigsten Fragekomplex der Bewegungslehrer. In eindruckvoller Weise schilderte Georg Glöckler, wie Bewegung gesundend bzw. kränkend auf das Kind wirken kann. Ein moderner Erzieher zeichne sich dadurch aus, dass er diese Wirkungen kenne. – Auch bei der Frage nach der

sinnvollen Bewegung berührten wir verschiedene Fragestellungen: Wer beurteilt, was eine sinnvolle Bewegung ist? Wie lerne ich sinnvolle Bewegungen unterscheiden? Was gibt einer Bewegung Sinn?

Man kennt die Aussage Rudolf Steiners: Zu viel Spielen verweichlicht. Hier hat ein Übermaß einer bestimmten Bewegungseinseitigkeit zur Folge, dass die Kinder nichts mehr ertragen können und sehr viel schneller emotional reagieren.

Die Morgenvorträge wurden in kleinen Gruppen nachbesprochen und die Fragen aufgearbeitet. Anschließend wurden die offenen Fragen an Georg Glöckler ins Plenum weitergeleitet.

Nach den Vorträgen gab es Arbeitsgruppen: Bothmer-Gymnastik für Anfänger oder Fortgeschrittene mit M. Neu, Eurythmie mit Sylvia Bardt, Leichtathletik mit Thorsten Flemming und Schwimmen.

Die Teilnehmer gingen inspiriert und voller Eindrücke zurück an ihre Schulen. Viele neue Lehrer waren in Tlaxcala hinzugekommen. Es wird einen nächsten Bewegungskongress trotz aller Nöte in Südamerika geben, das war allen Teilnehmern klar.

Michael Neu

Congreso Waldorf Movimento in Tlaxcala/Mexiko



Anzeige VFG